***Assoc. Prof. Priv.-Doz. Dr. Thomas Niederkrotenthaler***

**Die Rolle der Medien bei der Suizidprävention**

Die Medien leisten einen essenziellen Beitrag in der Suizidprävention. Einerseits, indem sie durch verantwortungsvolle Berichterstattung zur Verhütung von Folgesuiziden beitragen, andererseits, indem sie die Bevölkerung über Suizidalität und Bewältigungsmöglichkeiten aufklären und einen Beitrag zur Entstigmatisierung von Suizidgedanken, psychischen Erkrankungen sowie deren Behandlung leisten.

***Key points***

* Sensationsträchtige Medienberichte über Suizide können weitere Suizide auslösen. Die Gefahr von Folgesuiziden ist dabei besonders erhöht, wenn biografische Ähnlichkeiten zwischen dem berichteten Suizid und dem Publikum bestehen und wenn über Prominentensuizide wiederholt berichtet wird.
* Berichte über die Bewältigungsmöglichkeiten einer suizidalen Krise und Behandlungserfolge können Suizid verhüten helfen (Papageno-Effekt).
* Medien leisten durch verantwortungsbewusste Berichterstattung über Suizid und Entstigmatisierung von Suizidgedanken und Behandlungsmöglichkeiten essenzielle Beiträge zur Suizidprävention.

***Medienarbeit zur Verhütung von Folgesuiziden – der Werther-Effekt***

Auf Basis von mehr als 100 vorliegenden wissenschaftlichen Untersuchungen ist es mittlerweile erwiesen, dass sensationsträchtige Formen der medialen Berichterstattung über Suizide weitere Suizide auslösen. Dieser Effekt wird auch als „Werther-Effekt“ bezeichnet. Wie von Erwin Ringel als „Präsuizidales Syndrom“ beschrieben, erwägen Menschen in der Zeit vor einem Suizidversuch oder Suizid den Suizid häufig, jedoch vorerst nur als eine gedankliche Möglichkeit – die Betroffenen sind dabei aber in ihren Gefühlen einer hohen inneren Anspannung, Orientierungslosigkeit und Ambivalenz zwischen Lebens- und Todesimpulsen ausgesetzt. Daher kommt auf der Suche nach Lösungsmodellen in Lebenskrisen auch Botschaften der Umwelt, inklusive der Medien, zu diesem Zeitpunkt eine besondere Bedeutung zu. Eine rezente Studie aus Österreich belegt entsprechend, dass insbesondere Personen mit vorbestehenden Suizidgedanken mediale Darstellungen von Suiziden nutzten, um eigene Problemlösungsmöglichkeiten zu finden.

Bezüglich der Medienwirkung besagt Leon Festingers Theorie des sozialen Vergleichs, dass sich Individuen beim Rezipieren von Medieninhalten mit der Darstellung vergleichen und – je nachdem, wie dieser Vergleich ausfällt – sich vom Inhalt abgrenzen können oder sich mit diesem identifizieren oder ihn übernehmen. Forschungsergebnisse aus Österreich zeigen entsprechend, dass die Suizidberichterstattung auf bestimmte latent gefährdete Personen einen deutlich erhöhten, jedoch auf andere Personengruppen einen geringeren bzw. keinen Einfluss hat. Wenn biografische und soziale Ähnlichkeiten zwischen Modell (beschriebene Person im Medienbericht) und RezipientIn bestehen und der Bericht einen Prominenten betrifft, ist die Gefahr von Imitationssuiziden nach sensationsträchtiger Berichterstattung zusätzlich erhöht.

***Medienarbeit verhütet aktiv Suizid: der Papageno-Effekt***

Medien können durch verantwortungsvolle Berichterstattung über Suizid nicht nur den wertvollen Beitrag leisten, Imitationseffekte zu verhüten, sondern darüber hinaus aktiv dazu beitragen, die Suizidraten zu senken. So zeigte sich in einer Untersuchung aus Österreich, dass Berichte, die aufzeigen, wie Personen ihre Krise bewältigten, von einem Rückgang der Suizide gefolgt waren. In Anlehnung an Papagenos bewältigte Krise in Mozarts Zauberflöte wurde dieser Effekt Papageno-Effekt genannt.

Die Erklärung für den protektiven Medieneffekt beruht dabei (ähnlich wie die der Imitationseffekte) auf dem Modell der suizidalen Entwicklung: Da es im Laufe von suizidalen Krisen immer wieder zu einem Abwägen lebenserhaltender und suizidaler Impulse kommt, kann ein Bericht über positive Bewältigung/Auswege aus der Krise zum richtigen Zeitpunkt die lebenserhaltenden Impulse soweit stärken, dass essenzielle Schritte zur Bewältigung der Krise gesetzt werden. Medien können daher einen überaus bedeutenden Beitrag im öffentlichen Bewusstsein leisten, indem eine seelische Krise nicht als schicksalhafte Krankheit ohne Veränderungsmöglichkeiten dargestellt wird, sondern als eine zeitlich begrenzte Phase tiefer Verzweiflung, die auch mittels konkreter Hilfe der Umwelt gelindert werden kann und auch Chancen der Neuorientierung beinhaltet. Eine neue Studie aus Österreich zeigte, dass derartige Inhalte selbst unter Personen mit erhöhter Vulnerabilität ausschließlich positive Effekte zur Folge hatten.

Eine extreme Zurückhaltung oder gar ein restriktives „Berichtverbot“ über Suizide zu empfehlen, stellt keine wünschenswerte Lösung dar, da so die Realität dieser Thematik im öffentlichen Bewusstsein weiterhin tabuisiert würde. Ein Vergleich soll dies verdeutlichen: Wenn JournalistInnen über andere psychosoziale Probleme oder Erkrankungen, wie z. B. eine Krebserkrankung, berichten, ist der Bericht üblicherweise nicht allein auf Mortalitätsraten beschränkt, sondern es werden dabei ebenso verschiedenste Therapiemöglichkeiten und Behandlungserfolge erwähnt. Gerade bei der Berichterstattung über Suizidalität könnten derartige Berichte über Behandlungserfolge und Auswege aus der Krise dazu beitragen, Suizide aktiv zu verhüten.

***Untersuchung von Online-Medien – Informationsqualität variiert stark***

Ein weiterer wichtiger Faktor ist das Internet. Das Internet bietet eine große Anzahl an Ressourcen für Menschen an, die nach gesundheitsbezogenenen Informationen suchen. Bedenkliche Inhalte und eventuell auftretende Imitationseffekte sind negative Aspekte des Internets, die auf keinen Fall verharmlost oder ignoriert werden dürfen. Auf der anderen Seite können durch das Internet auch Leute Hilfe finden, die ansonsten keinen Zugang zu Hilfsressourcen haben.

Da die Qualität an Informationen gerade im Internet stark variiert und sowohl präventive Angebote als auch Webseiten, die Suizid als einen Ausweg „bewerben“, vorkommen, ist es notwendig, festzustellen, welche Informationen Personen, die nach Suizid und Suizidprävention suchen, finden und welche Qualität diese Informationen haben. Im Rahmen des vom FWF (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung) geförderten Projekts *„Repräsentationen und Wirkungen suizidbezogener Websites“* werden am Zentrum für Public Health der MedUni Wien derzeit mehrere relevante Fragen bezüglich Online-Medien und Suizidalität behandelt.

In einer rezenten Studie wurde im Rahmen dieses Projektes untersucht, welche Webseiten die beiden populärsten Suchmaschinen Google und Bing finden, wenn mit suizidbezogenen Begriffen sowie mit hilfsbezogenen Begriffen in Österreich und in den USA gesucht wird. Es zeigte sich in beiden Ländern, dass protektive Informationen (z. B. Bekanntgabe von Hilfseinrichtungen) doppelt so häufig auf den Webseiten vorkamen wie potentiell schädliche Informationen (z. B. Beschreibung von Suizidmethoden). Die Ergebnisse variierten stark mit dem jeweiligen Suchbegriff.

Wenn mit methodenbezogenen Begriffen gesucht wurde, fanden sich wesentlich mehr schädliche Informationen im Vergleich zu hilfsbezogenen Suchbegriffen. Webseiten mit protektiven Charakteristika waren schlechter im Ranking der Suchmaschinen, d. h. weiter hinten in der Ergebnisliste vorzufinden, als solche, die Suizid sensationsträchtig behandelten.

Aus dieser Analyse lässt sich ableiten, dass Organisationen, die Präventionswebseiten anbieten, weiter daran arbeiten müssen, das Ranking ihrer Webseiten zu verbessern. Dafür steht eine Reihe von relativ einfachen Verbesserungsmöglichkeiten zur Verfügung, wie z. B. die vermehrte Verlinkung zu anderen Seiten.

***Gefahr Suizid-Foren***

Ein weiterer Aspekt von Online-Medien, der in den letzten Jahren viel Aufmerksamkeit erhalten hat, ist jener der Suizid-Foren, in denen sich Menschen über psychische Probleme und Suizidalität austauschen. In mehreren Einzelfallstudien wurde berichtet, dass Online-Foren über Suizid suizidales Verhalten auslösen können, wenn darin Suizidmethoden beworben werden oder zum Suizid aufgefordert wird. Auf der anderen Seite konnten mehrere Studien auch zeigen, dass sich die meisten UserInnen konstruktiv verhalten und gegenseitig versuchen, einander bestmöglich zu unterstützen. Die soziale Unterstützung in diesen Foren wird von den Usern als genauso stark und wichtig empfunden wie jene von Freunden im realen Leben.

AUSGEWÄHLTE REFERENZEN

1. Niederkrotenthaler T, Voracek M, Herberth A, Till B, Strauss M, Etzersdorfer E, Eisenwort B, Sonneck G. The role of media reports in completed and prevented suicide–Werther versus Papageno effects. Br J Psychiatry 2010;197:234–243
2. Niederkrotenthaler T, Fu KW, Yip P, Fong DYT, Stack S, Cheng Q, Pirkis J. Changes in suicide rates following media reports on celebrity suicides: a meta-analysis. J Epidemiol Commun Health 2012;66(11):1037-42
3. Niederkrotenthaler T, Reidenberg D, Till B, Gould MS. Increasing help-seeking and referrals for individuals at risk for suicide by decreasing stigma: The role of mass media. Am J Preventive Medicine (2014, in Druck).
4. Till B, Vitouch P, Herberth A, Sonneck G, Niederkrotenthaler T. Personal suicidality in reception and identification with suicidal film characters. Death Studies 2013; 37(4), 383-92.
5. Österreichischer Medienleitfaden zur Berichterstattung über Suizid: siehe www.kriseninterventionszentrum.at

**Kontakt für JournalistInnen-Rückfragen**

***Assoc. Prof. Priv.-Doz. Dr. Thomas Niederkrotenthaler***

Medizinische Universität Wien

Zentrum für Public Health, Institut für Sozialmedizin

Unit Suizidforschung

Kinderspitalgasse 15

1090 Wien

Tel: (+43 1) 40 160 - 34611

Fax: (+43 1) 40 160 - 934600

E-Mail: thomas.niederkrotenthaler@meduniwien.ac.at

19. Mai 2014